
Interview

Die gesellschaftliche Verantwortung der Philosophie

Philip Kitcher, John Dewey-Professor an der Columbia University (NYC), ist einer der einflussreichsten Wissenschaftsphilosophen der Gegenwart. 2011 erschienen die Bücher *The Ethical Project* (Harvard University Press) und *Science in a Democratic Society* (Prometheus Books).

Professor Kitcher, in Ihrem neuen Buch *Science in a Democratic Society* konstatieren Sie eine Erosion wissenschaftlicher Autorität in unserer Gesellschaft. Warum ist dies für Sie eine so zentrale Frage?

Meiner Meinung nach verursacht der Autoritätsverlust der Wissenschaft große Probleme. Die BürgerInnen brauchen verlässliche Informationen zu Fragen, die ihre Interessen betreffen. Solche Informationen bekommen sie jedoch oft nicht. In der Folge kommt es zu Fehleinschätzungen: Politische Positionen und Maßnahmen erscheinen den BürgerInnen attraktiv und unterstützenswert, obwohl sie ihren wirklichen Interessen zuwiderlaufen. Es besteht also eine Diskrepanz zwischen dem, was die Menschen zu wollen glauben und ihren tieferen Interessen. So möchten sie zum Beispiel eigentlich die Welt in einer Form erhalten, die für ihre Nachfahren lebenswert ist; dabei sehen sie nicht, dass die Politiker, die sie unterstützen, einem Kurs folgen, der zur Zerstörung dieser Welt führt.

Wer ist Ihrer Meinung nach für dieses Problem verantwortlich - die BürgerInnen, die PolitikerInnen oder die WissenschaftlerInnen?

Die Verantwortlichkeit dieser Gruppen greift ineinander. Die BürgerInnen sind nicht direkt verantwortlich, da ihre Entscheidungen oft-

mals auf Fehlinformationen beruhen. Dies ist zum Teil Schuld der WissenschaftlerInnen, aber mehr noch liegt es in sozialen und politischen Strukturen begründet, welche die Verbreitung falscher Informationen begünstigen. Die Informationsgrundlagen der BürgerInnen sind etwa dadurch beeinträchtigt, dass die Medien wirtschaftlichen Zwängen unterliegen. Es ist dadurch beispielsweise für die Industrie sehr leicht, über die Medien auf die Informationen, die den Bürgern zur Verfügung gestellt werden, Einfluss zu nehmen. Des Weiteren haben WissenschaftlerInnen ebenfalls eine spezielle Verantwortung zu tragen. Es ist eines meiner Hauptinteressen, diese zu untersuchen und klar zu definieren. Das war auch eines der Hauptanliegen John Deweys. Er hat darauf hingewiesen, dass unsere Gesellschaft auf einer Arbeitsteilung beruht, die erfordert, dass jede Person ihren Part verantwortlich ausführt. Die Aufgabe der WissenschaftlerInnen ist es, korrekte Informationen zu veröffentlichen und deren Verbreitung nicht zu behindern. Wenn WissenschaftlerInnen beispielsweise im Austausch mit KollegInnen über ein für die Allgemeinheit relevantes Thema zu dem Ergebnis kommen, dass sie sich geirrt haben, dürfen sie nicht die öffentliche Meinungsbildung stören, indem sie ihren Standpunkt beharrlich über die Medien verbreiten. Dies liefe dem Allgemeinwohl zuwider. WissenschaftlerInnen sollten aber im Sinne des Allgemeinwohls handeln.

Diese Schwierigkeiten werden zusätzlich verschärft, wenn die verhandelten Themen Probleme betreffen, denen wir möglichst schnell durch politische Maßnahmen begegnen müssen. Beispielsweise können wir es uns hinsichtlich des Klimawandels nicht leisten, noch länger zu warten. Wissenschaftlich ist dies ein schwieriges Gebiet, wie WissenschaftsphilosophInnen wissen. Aber es ist

Interview

nicht hilfreich, die Angelegenheit in der Öffentlichkeit wieder und wieder zu diskutieren, da die meisten Menschen, die diese Diskussionen verfolgen, die einzelnen Sachverhalte nicht prüfen und beurteilen können. Dies bedeutet jedoch, dass ein Problem mit unserer Umsetzung des Meinungsfreiheitsideals besteht. Ich bin ein strikter Verteidiger des Gedankens, dass es unter idealen Bedingungen sehr gut ist, wenn die Öffentlichkeit in die Diskussion wichtiger Themen einbezogen wird. Doch wenn die Bedingungen alles andere als ideal sind, ist es verkehrt vorzugeben, Meinungsfreiheit würde tatsächlich die ihr zugeschriebenen Zwecke erfüllen. Dies scheint mir eine fehlerhafte Umsetzung des Ideals zu sein.

Entsteht hier nicht ein Konflikt mit demokratischen Grundsätzen?

Generell herrschen gegenwärtig einige populäre, aber falsche Annahmen über Demokratie. Eine ist, dass nach dem Willen der BürgerInnen gehandelt werden sollte. Aufgrund mangelnder Informationen wollen die BürgerInnen oft nicht, dass bestimmten Themen viel Aufmerksamkeit gewidmet wird. Eine weitere falsche Annahme ist, dass wir Debatten so lange laufen lassen sollten, bis die verhandelten Fragen eindeutig geklärt sind.

Die bereits genannten drei Gründe – der Einfluss von Marktmechanismen auf die Informationen, das Verhalten von WissenschaftlerInnen, die nicht nachgeben möchten, obwohl ihre Thesen widerlegt sind (und oftmals sogar, obwohl sie keine SpezialistInnen in den entsprechenden Bereichen sind), und die Komplexität der verhandelten Themen selbst – stehen der Umsetzung des Meinungs- und Redefreiheitsideals im Weg. Wir müssen aus diesen Gründen unseren De-

mokratiebegriff, der häufig oberflächlich und stark vereinfacht ist, sehr ernsthaft überdenken. Auch hier stimme ich mit Dewey überein, dass in Demokratie laufend Arbeit investiert werden muss. Sie muss konstant weiterentwickelt werden, um den Herausforderungen begegnen zu können, welche aus der grundsätzlichen demokratischen Aufgabe entstehen, die Freiheit des Einzelnen zu sichern. Da die Welt sich verändert und komplizierter wird, müssen wir darüber nachdenken, wie wir diese Herausforderungen meistern können. Die wenigsten Menschen glauben, dass wir dieselbe Art von Demokratie haben könnten wie die alten Griechen in ihren Stadtstaaten. Doch viele meinen, dass die repräsentative Demokratie des 18. Jahrhunderts geeignet sei, den Herausforderungen unserer durch Internet, Massenmedien, ökonomische Interessen und komplizierte, oftmals globale Probleme geprägten Zeit zu begegnen, und diese Ansicht ist gleichermaßen verfehlt.

Es ist daher eine fundamentale Aufgabe der Philosophie, eine neue demokratische Theorie zu formulieren, die sich aus heutiger Perspektive den grundlegenden Fragen stellt, warum Demokratie wichtig ist, welche Funktionen sie erfüllen sollte, und wie diese erfüllt werden können.

Bleiben wir beim Beispiel des Klimawandels: Kommt denn die Politik den Interessen wohlhabender Menschen westlicher Länder nicht vollkommen nach?

Wenn wir unseren Demokratiebegriff neu entwickeln, müssen wir aufhören, Nationen als konkurrierende Parteien zu begreifen, die nur ihre eigenen Partikularinteressen verfolgen und die Interessen der anderen ignorieren. Da wir alle gemeinsam diese eine Welt bewohnen, sollten wir die Spezies als ganze

Interview

in den Blick nehmen. Dies scheint mir sowohl moralisch als auch politisch geboten. Das Demokratiekonzept muss folglich ein globales sein. Hierfür müssen wir auch überdenken, was für die Menschen grundsätzlich wichtig ist und was sie wirklich wollen. Ich bin geneigt zu denken, dass die wohlhabenden Länder sich mehr mit scheinbaren Interessen beschäftigen als damit, was für sie wirklich wichtig und wertvoll ist. Diesen Fokus zu verändern ist sicher eine entscheidende Aufgabe der heutigen Philosophie. In meinem neuen Buch *The Ethical Project* entwerfe ich ein globales Konzept der Gleichberechtigung aller Mitglieder unserer Spezies. Dies bedeutet nicht, dass weltweit massiv Geld angehäuft werden sollte, sondern dass die Chancen, sich zu qualifizieren und sich als Teil eines großen kooperativen Projekts wahrzunehmen, gleich zu verteilen sind. Dazu bedarf es eines ziemlich radikalen Umdenkens. Die Annahme, dass es das eigene Leben bereichere, ein großes Auto zu fahren, erscheint mir absurd. Materielle Güter sind nur insofern wichtig, als sie für die Verwirklichung der eigentlichen Interessen von Nutzen sind.

Läuft dies auf einen grundsätzlichen Konflikt zwischen Demokratie und Kapitalismus hinaus?

Vielleicht müssen wir eine andere Wirtschaftsform als den Kapitalismus finden. Ich habe einige Artikel über die Konflikte zwischen Kapitalismus und den Werten unseres Lebens geschrieben, insbesondere einen Artikel über Erziehung, Kapitalismus und Demokratie. Es gibt eine sehr große Spannung zwischen den Idealen der Bildung und den kapitalistischen Bedingungen. Diese Spannung betrifft unser alltägliches Leben und tritt immer stärker hervor.

Wäre Sozialismus denn eine Alternative?

Ich weiß es nicht. Meiner Meinung nach sollte man noch einmal grundsätzlich über diese Zusammenhänge nachdenken. Dazu müssen wir unsere Probleme und Ziele analysieren und die wichtigsten Werte des menschlichen Lebens identifizieren. Dann können wir darüber nachdenken, wie man diese Werte realistischerweise verwirklichen kann. Das ist kein ausschließlich philosophisches Projekt. Wir müssen lernen mit der Soziologie, den Politik-, Wirtschafts- und auch Naturwissenschaften zusammenzuarbeiten. Die Philosophie hat dabei die Aufgabe, die Probleme klar zu formulieren und so die interdisziplinäre Diskussion zu erleichtern. Und natürlich können wir von den politischen Theorien der Vergangenheit lernen.

Sehen Sie hier die Rolle der Philosophie?

Ja. Begriffsanalysen und die teils kindischen Spielereien der PhilosophInnen sind häufig von untergeordneter Wichtigkeit. Wir müssen uns mit den wirklichen Problemen unserer Zeit befassen und sie klar darstellen, um sie dann gemeinsam mit anderen zu lösen. Wir sollten unsere Gesellschaft zu verstehen versuchen, und dafür müssen wir über den Tellerrand unseres Fachs blicken und unsere Einsichten und Standpunkte auch nach außen zur Diskussion bringen. Das beschäftigt mich zurzeit sehr – man könnte diese kritische Analyse sozialer Probleme wohl als das Deweysche Projekt des 21. Jahrhunderts bezeichnen. Ich würde sogar sagen, dass dies das Herzstück der Philosophie ist. Es lässt sich philosophiegeschichtlich eine Linie von Sokrates über Rousseau, Mill und Marx hin zu Foucault und Habermas erkennen, doch große Teile der heutigen Philosophie haben

Interview

diese Linie aus dem Blick verloren. Nicht so Dewey – deshalb ist er für mich ein so bedeutender Denker.

Wie kann die Philosophie hier konkret nützlich sein?

Meiner Meinung nach entstehen dadurch, dass unser Leben in Rollen und Institutionen eingepasst ist, die ursprünglich dafür gedacht waren, bestimmte Probleme zu lösen, die sich dann jedoch verselbstständigt haben, große Schwierigkeiten. Es ist Aufgabe der Philosophie, dies zu untersuchen, die Problemstellen im allgemeinen Leben erkennbar zu machen und Lösungen zu entwickeln. Man könnte hier zum Beispiel an Descartes denken, der genau dies getan hat. Die Meditationen sind aus einer tiefen Beunruhigung hinsichtlich des Fundaments unseres Wissens entstanden. Descartes, so wie ich ihn lese, sah, dass das aristotelische System, das die westliche Philosophie über zwei Jahrtausende hinweg dominiert hatte, tiefgreifende Fehler enthielt. Dies wurde ihm von den neuen Wissenschaften des 17. Jahrhunderts verdeutlicht. Descartes reagierte darauf, indem er nach den letzten Ursachen forschte, nach einem verlässlichen Fundament unserer Erkenntnis. Er war auf der Suche nach einer klaren Antwort auf ein schwieriges Problem seiner Zeit.

Die heutige Philosophie verfolgt die Agenda, die Descartes gesetzt hat, einfach weiter, als ob diese immer noch relevant wäre. Doch das ist sie nicht. Wir haben die Suche nach Gewissheit aufgegeben. Uns plagt nicht mehr die Sorge, dass plötzlich alles zusammenbrechen könnte. Wir haben vielmehr eine gradualistische Sichtweise von Wissenschaft; wir wissen, dass sie fehlbar ist. Wir wissen, dass sich manche Dinge als falsch herausstellen werden. Aber wir können auf dieser

Grundlage dennoch handeln und suchen stets nach einem besseren Verständnis, um die Welt auf verschiedene Weisen zu verändern. Wir müssen uns also mit diesem Problem nicht weiter befassen. Wir können auch das Problem der Logik der wissenschaftlichen Methode hinter uns lassen, denn das ist auch etwas, das in den einzelnen Forschungsprojekten ziemlich gut unter Kontrolle ist. WissenschaftlerInnen sind sich darüber meist im Klaren. PhilosophInnen können hier und da ein paar Punkte klären, wenn es sich um sehr komplizierte Fälle handelt. Die wirklich schwierige Aufgabe für uns ist jedoch zu verstehen, wie diese Projekte durch äußeren (etwa ökonomischen oder politischen) Druck beeinflusst werden, und warum die Wissenschaft es nicht schafft, ihre Rolle im System des öffentlichen Denkens zu erfüllen. Das sind die Probleme, denen wir gegenüberstehen, und ich sehe, wie meine Kollegen darauf bestehen, obskure Fragen zu beantworten, etwa wie „S weiß, dass p “ genau zu analysieren ist, als ob dies die wirklich wichtigen Fragen wären. Dabei kommen wir auch gut ohne eine Definition von Wissen aus. Wir kommen aber nicht gut ohne ein Verständnis dessen aus, welche Rolle wissenschaftliches Wissen in der Öffentlichkeit spielt und spielen sollte.

Eine Ursache der angesprochenen Autoritätserosion scheint darin zu liegen, dass die Öffentlichkeit kaum zwischen ungerechtfertigtem und gerechtfertigtem Expertendissens unterscheiden kann. So erweckt Dissens, etwa in der Klimadebatte, häufig den Eindruck, wissenschaftliche Einschätzungen seien abhängig von den jeweiligen Werthaltungen und Interessen der WissenschaftlerInnen. Denken Sie, dass die Wissenschaft frei von Werten sein sollte?

Interview

Mit einem Wort: Nein! Ich denke nicht, dass Wissenschaft frei von Werten sein sollte, und auch nicht, dass sie frei von Werten sein kann. Der Einfluss von Werten ist problematisch, wenn die falschen Werte Einfluss nehmen. Wenn WissenschaftlerInnen Informationen anstreben, die nützlich für die menschliche Spezies sind, dann ist dies vollkommen unproblematisch. Ein Problem entsteht dann, wenn die betreffenden Werte idiosynkratisch sind. Der Unterschied wird deutlich, wenn man den Fall betrachtet, dass ein Problem, das man zu lösen versucht, das Schicksal der Spezies beeinflusst, und man eine Forschungsagenda verfolgt oder ein Ergebnis akzeptiert, nur weil man von einem großen Konzern bezahlt wird. Es gibt zum Beispiel eine ernsthafte Debatte über den Klimawandel. Dabei wird diskutiert, ob die geteilten Werte, einen Planeten zu erhalten, auf dem menschliches Leben nicht ständig bedroht ist, am besten durch bestimmte politische Maßnahmen erreicht werden, oder ob solche Maßnahmen zu Härten führen, die genau die Ziele untergraben, denen sie eigentlich dienen sollten. Das ist der ernsthafte Teil der Klimadebatte.

Stellen Sie sich dagegen zwei WissenschaftlerInnen vor. Die eine von ihnen sagt: „Ich verteidige dieses Ergebnis, weil es zu den Interessen der Ölindustrie passt, die für meine Forschung bezahlt.“ Die andere sagt: „Ich verteidige dieses Ergebnis, weil ich besorgt bin, dass diese oder jene Art ausgerottet werden könnte, über die ich so gern forsche.“ Beide bringen ganz unterschiedliche Werte vor, jedoch sind in beiden Fällen die Werte idiosynkratisch. Wenn eine Wissenschaftlerin sagt: „Wenn wir bestimmte Strategien verfolgen, um den Klimawandel zu kontrollieren, würde das zu enormen ökonomischen Belastungen führen und zu unzumutbaren

Härten in Entwicklungsländern“ und eine andere sagt: „Wenn wir genau diese Strategien nicht ergreifen, dann werden bestimmte Teile der Welt unbewohnbar und es wird viele Risiken für das Wohl der Menschheit geben“, dann sind dies WissenschaftlerInnen, die auf der Grundlage von geteilten Werten streiten, nämlich aus Sorge um das Leben ganzer Generationen. Sie haben einen ernsthaften Streit, und es ist die richtige Art von Streit. Die durch die Ölindustrie unterstützte und die tierliebe Wissenschaftlerin mögen vielleicht exakt dieselben Strategien diskutieren, aber sie tun es auf die falsche Weise. Das Problem sind also nicht Werte, das Problem sind idiosynkratische Werte.

Brauchen wir also Werte, die von der gesamten Menschheit geteilt werden?

Nicht nur von der gesamten Menschheit, sondern auch von den Menschen, die uns nachfolgen. In *The Ethical Project* arbeite ich dies detailliert aus, was sozusagen die Grundlage für die Ausführungen in *Science in a Democratic Society* bildet. Wenn man allerdings nicht glaubt, dass es eine Möglichkeit gibt, Einigkeit über Werte zu erzielen, dann sind meine Ausführungen über Wissenschaft vergebens.

Auf welche Weise können geteilte Werte ermittelt werden? Verfolgen Sie da einen naturalistischen Ansatz?

Ethik hängt von Gesprächen ab. Gespräche sind alles, was wir haben. Die Gespräche werden verzerrt, wenn wir nicht die besten Informationen nutzen, die wir haben. Informationen sind wichtige Bedingungen, um die gegenseitigen Standpunkte zu verstehen. Meine Sichtweise ist hier durch und durch naturalistisch: Ethik ist eine Sozialtechnik,

Interview

die vor zehntausenden von Jahren von sprachfähigen Vorfahren eingeführt wurde, um ihr soziales Leben gemeinsam zu organisieren. Sie haben das in Gruppen von dreißig bis siebzig Individuen getan, in denen sie tatsächlich miteinander sprechen konnten. Die Herausforderung für uns besteht darin, etwas Ähnliches zu tun, allerdings in einem viel größeren Maßstab. Das erfordert, sich ernsthaft mit den gegenseitigen Interessen auseinanderzusetzen. Es bedeutet auch, sich von falschen Überzeugungen zu trennen, sofern man diese erkennen kann. Wir sollten die Vorstellung aufgeben, dass es Quellen ethischer Wahrheiten gibt, die uns unabhängig von Gesprächen miteinander zur Verfügung stehen. PhilosophInnen sind keine ExpertInnen für Fragen der Ethik. Wir sind nur Gesprächs-Vereinfacher. Das ist die Wurzel meiner Ansichten: Die Aufgabe der Philosophie besteht darin, Gespräche zu erleichtern. Das ist das, was Sokrates getan hat und was auch wir tun sollten.

Wie kann eine solche Sozialtechnik, die zur Lösung von Koordinierungsproblemen beiträgt, als die richtige ausgewiesen werden – gäbe es nicht immer auch andere Möglichkeiten?

Sie liefert keine Lösung für soziale Koordinierungsprobleme. Die eigentliche Ursache für unsere Schwierigkeiten des Zusammenlebens besteht darin, dass wir altruistisch genug sind, um zusammen zu leben, aber nicht altruistisch genug, um dies reibungslos zu tun. Der Gedanke ist sehr einfach: Ohne Ethik wären wir wie die Schimpansen. Sie können zusammen leben, aber es ist sehr hart und sie müssen mehrmals täglich miteinander Frieden schließen. Es ist ihnen möglich, für eine bestimmte Zeit gemeinsam am selben Ort zu leben, aber sie können dies nicht

ohne in Konflikte zu geraten. Unser eigentliches Problem besteht darin, dass wir zwar sozial, aber gleichzeitig nicht altruistisch genug sind, und nur darum geht es in der Ethik: diesen Mangel zu beseitigen, nicht nur durch alle möglichen Anforderungen an uns, sondern auch durch verbesserte Möglichkeiten des menschlichen Lebens.

Wenn man das versteht, dann sieht man auch, dass die Herausforderungen dieses Projekts heute weiter bestehen: im größeren Maßstab zu tun, was unsere Vorfahren begonnen haben. Doch der Mut kann einem schnell genommen werden – durch die Einführung verschiedener Hierarchien und durch die Idee, dass es philosophische, religiöse oder politische ExpertInnen geben könne. Das behindert unsere Diskussionen und erschwert Einigungen.

Kommen wir zur Rolle der Religion in diesem Zusammenhang. Religiöse Überzeugungen erfüllen nach Ihren Überlegungen wichtige soziale Funktionen. Könnten wissenschaftliche Überzeugungen diese Rolle übernehmen?

Nein, es ist eine hoffnungslose Idee, dass Wissenschaft diese Lücke füllen könnte. Man muss da zwei Dinge unterscheiden. Es ist eine Sache, ob ganz konkrete religiöse Überzeugungen als wahr angesehen werden können. Wenn sie es können, dann nur in äußerst verwässerter Form. Es ist eine andere Sache, ob Religionen eine wertvolle Rolle im menschlichen Leben spielen. Ich denke, dass die bloße Existenz religiöser Überzeugungen eine Folge der Tatsache ist, dass sie wichtige soziale Funktionen erfüllen. Die Herausforderung für uns heute ist, diese Funktionen immer noch erfüllt zu wissen und uns mit ihnen zu befassen, ohne gleichzeitig die Unwahrheiten einzukaufen, die üblicherweise

Interview

mit ihnen verbunden sind. Das ist wirklich schwierig. Es reicht nicht, wie einige zeitgenössische Atheisten, zum Beispiel Dawkins, zu sagen: „Weg damit! Denkt lieber an die großen Entdeckungen der Wissenschaft!“ Das trifft einfach nicht den Zweck, den Religion für das Individuum und die Gesellschaft erfüllt.

Ich habe in meinen jüngsten Werken angefangen, diese Dinge zu untersuchen. Meiner Meinung nach sollte ein säkularer Humanismus ausgebaut werden, um eben den Bedürfnissen gerecht zu werden, auf welche die Religion reagiert. Das betrifft die Bereitstellung einer Gemeinschaft, in welcher über den Wert menschlichen Lebens gesprochen werden kann. Hier haben PhilosophInnen säkularer Überzeugung eine Menge Arbeit vor sich. Wie wollen wir, dass eine post-religiöse Gesellschaft funktioniert? Ich nehme an, dass ein säkularer Humanismus von religiösen Traditionen lernen und sich Anleihen von denen holen kann, die den Bedarf nach einer durchdachten Interpretation ihrer Doktrin erkannt haben und es ablehnen, ihre heilige Schrift im wörtlichen und naiven Sinne zu verstehen. Ich glaube, dass es in der Religion Fortschritt gibt. Es gab Theologen im 19. und 20. Jahrhundert, die es geschafft haben, sich von dem Gedanken zu befreien, dass das, worüber sie nachdachten, eine personale Entität sei. Sie haben sich vielmehr damit beschäftigt herauszufinden, was letztlich für das menschliche Leben wichtig ist. An diesem Punkt entsteht Konvergenz zwischen dem philosophischen Unternehmen, wie ich es begreife, und dem, was Religion in ihrer besten Form geschaffen hat.

In den nächsten Jahren möchte ich herausarbeiten, was wirklich wichtig und überdauernd in den verschiedenen Religionen ist. Nicht nur in den Weltreligionen, sondern auch in denen, die häufig als „primitiv“ ab-

getan werden. Ich will verstehen, was daran wertvoll ist und erhalten werden kann, ohne der Idee eines großen Mannes mit weißem Bart anzuhängen, der ständig vom Himmel auf uns herabschaut, mit dem Finger wedelt und droht: „Tu das nicht!“ Das ist ein sehr kindliches Bild, und wenn man mit religiösen Menschen spräche, würden nur sehr wenige sagen: „Das ist es, woran ich glaube.“ Wenn man sie fragte, woran sie stattdessen glaubten, dann würden sie sagen: „Tatsächlich kann ich es nicht genau sagen, aber ich glaube, dass es eine Person gibt, die die Welt geschaffen hat.“ Ich denke, dass das schon zu stark ist, um es zu glauben.

Sie erwähnten Dawkins, der für eine Popularisierung des Säkularismus eintritt. Wo genau liegt hier der Unterschied zu Ihrer Position?

Wir werden nicht erlöst werden. Aber warum hofft man auf ein Leben nach dem Tod? Welchen positiven Gedanken kann man den Menschen statt der Erlösung anbieten? Dawkins sieht alles negativ, er findet religiöse Ansichten einfach falsch. Aber was kann dann positiv dagegen gesetzt werden? Für Dawkins ist es die Wissenschaft und die Idee, dass es seinem Leben Bedeutung verleiht, an diesem Abenteuer des Wissens teilzunehmen. Das ist schön für Herrn Dawkins. Aber was ist mit den Leuten, die keine WissenschaftlerInnen sind? Können sie etwas Vergleichbares finden? Oder ist ihr Leben leer und unbedeutend?

Wie wäre denn diese Lücke im Leben der Menschen zu füllen, wenn man von ihnen einen Verzicht auf Religion verlangt? Was könnte die Philosophie hier anbieten?

Man kann die Anatomie des wertvollen Le-

Interview

bens sehr gründlich untersuchen und schildern. Dann kann man mit anderen – Literaten, Theologen, religiösen Menschen – darüber sprechen. Wir haben in der Vergangenheit schon viele Experimente des menschlichen Lebens gesehen. Was ist wertvoll im menschlichen Leben und warum? Das ist eine philosophische Frage – vielleicht die Urfrage der Philosophie, die schon Sokrates gestellt hat. Wir müssen heute wieder danach fragen, 2500 Jahre später, in einer ganz anderen Gesellschaft. Ohne das ist der Dawkinsche Standpunkt ganz hoffnungslos. Für die überwiegende Mehrheit der Menschen gibt es dann keine Hoffnung – und das ist nicht glaubenswert.

Es gibt andere, sehr wichtige Fragen – zum Beispiel ob ein säkularer Humanismus die Dunkelheit des Menschen wirklich versteht. Ich denke über Leute wie Kafka, Camus oder Dostojewski nach, die sich mit dieser Frage sehr intensiv beschäftigt haben. Es gibt so viele tiefgründige, schwierige Fragen, die PhilosophInnen heutzutage beantworten sollten. „Wann weiß S , dass p ?“ oder „Wie viele Menschen müssen auf dem Gleis sein, um diesen Zug auf eine andere Spur zu lenken?“ – das ist eigentlich ganz irrelevant. Wenn man jung ist, kann man daran Disziplin, Klarheit und Genauigkeit lernen. Ich habe einen sehr umstrittenen Aufsatz „Philosophy Inside-Out“ geschrieben, in welchem ich eine Analogie zum Lernen eines Musikinstruments aufstelle. Man braucht zum Beispiel als Anfänger die Fingerübungen auf dem Klavier – aber es ist unsinnig, das ganze Leben immer nur diese Übungen zu machen. Ich habe über eine Kulturpraxis geschrieben, in der es keine Konzerte gibt, nur Wettbewerbe von Leuten, die schneller und schneller diese Übungen machen. So ähnlich nehme ich zum Teil die Philosophie in Oxford oder Princeton wahr. Natürlich gibt es auch

PhilosophInnen, die sehr ernste Fragen stellen. Manch einer sagt dann, sie würden angewandte Philosophie betreiben, statt reiner Philosophie, die den Grundfragen nachginge. Meiner Meinung nach sind die Grundfragen gerade diejenigen, die von der Gesellschaft an die Philosophie herangetragen werden und die für unsere Zeit bedeutend sind.

Sie haben in der Mathematik und der Philosophie der Mathematik angefangen, dort für eine naturalistische Agenda plädiert. Waren das Ihre Fingerübungen? Oder sind Ihre heutigen Ideen hier schon angelegt gewesen?

Ich bin von der Mathematik in die Philosophie gewechselt und hielt hier vieles für falsch. Dieser logische Aufbau – das hat mit dem Geist der Mathematik nichts zu tun. Das denke ich immer noch. Ich habe versucht, ohne das Wort je zu benutzen, eine naturalistische Analyse der Mathematik zu schaffen. Dabei handelte es sich nicht um Fingerübungen. Immer noch meine ich, dass eine naturalistische Erklärung unseres Wissens nützlich ist. Wenn man die Wissenschaft und ihre Rolle in unserer Gesellschaft untersuchen möchte, muss man zuerst die Bedingungen und die Zustände der betreffenden Praxis verstehen. Später habe ich mir die Themen genauer angesehen, die ich in meinen früheren Arbeiten nur angedeutet hatte. Diese stehen nun im Mittelpunkt meines Interesses.

Sie haben zuvor über den Beitrag der Kunst und Literatur zum Verständnis des menschlichen Lebens gesprochen und auch über Thomas Mann, Richard Wagner und James Joyce geschrieben. Welche Verbindung besteht hier zu Ihrer philosophischen Arbeit?

Interview

Diese Fragen über Werte und wertvolles Leben sind insbesondere von Aristoteles sehr gut dargelegt worden. Er hat hierzu eine gute Anatomie geliefert, aber in künstlerischen Werken findet sich oft eine viel gehaltvollere Physiologie. Bei Wagner, Joyce oder Mann, drei Autoren, über die ich bereits geschrieben habe, sehe ich interessante Ideen und Antworten, die philosophische Untersuchungen anleiten können. Wie Dewey sagte, haben die KünstlerInnen und SchriftstellerInnen oft mehr zur Beantwortung der großen Fragen des Lebens beigetragen als die PhilosophInnen. Für Dewey war es deshalb sehr wichtig, die Kunst als Teil des philosophischen Projekts anzusehen, und diese Meinung teile ich.

Das Gespräch führten Anke Büter, Bertolt Lampe und Anna Leuschner.